

Das Paradieszimmer

Herbstmahnung

Über die Wälder schießen die Schwalben her,
Fliehen vorm Herbst hinunter zum schimmernden Meer.
Blätter und Blüten entwirbelt der jagende Wind.
Seele, nun kommen die Tage, die trübe sind.

Sieh, wie der Schnitter die goldenen Garben schon barg
Siehe die Hügel, wie stehen sie kahl und karg!
Horch, wie die Glocken dich mahnen im Abendschein:
„Seele, nun sammle auch du deine Ernte ein!“

Irgendwo liegt schon der Hügel, darin du einst ruhst!
Irgendwo steht schon die Tanne, aus deren Brust
Sie dir einst schnitzen den Sarg zu der letzten Ruh'.
Irgendwo fragt schon ein Kreuzlein: „Und du? Und du?“

Arno von Walden

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Fortsetzung)

„Das war doch aller Ehren wert gehandelt“, warf ich dazwischen.

„Gewiß. Am selben Tage noch, es war der siebente Christmonat Anno 82, erließ er vom Hause Dilborn aus eine feierliche Verwahrung gegen seine Verbindung mit der Betrügerin und machte den Prozeß beim geistlichen Gerichte in Büllich anhängig. Aber seit jenem Tage ist der arme Herr Arnold ein gebrochener Mann. An bösen Zungen hat es leider niemals Mangel, und so fehlte es nicht an Stichelreden und Ohrengebläse. Das tat ihm bitter weh, und vermeinend, er habe seinem edeln Namen einen groben Schimpf angetan, schämte er sich also vor seinen Standesgenossen, daß er jeden Umgang vermied und gar menschenfeind, ja fast schwermütig wurde. Als das nächste Jahr die große Türkennot brachte, da der Kara Mustafa Wien belagerte, machte er sein Testament mit dem Entschlusse, sein von Nöten bedrängtes Leben dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu weihen. Ich und einige Diener, darunter der Grates, begleiteten ihn.

Zur glorreichen Schlacht vor Wien kamen wir leider zu spät, indem die Stadt schon befreit, der Türk aber auf der Flucht war. Allein es gab im Feld noch genug zu tun. Wir folgten den

Fahnen des Herzogs von Lothringen die Donau hinauf. Vor Pest pflückte unser Herr schöne Lorbeeren, was ihm wieder etwelchen Lebensmut in seine Brust gab. Aber bald war es auch damit zu Ende, sintemal andere Edelleute, die weit weniger getan haben als unser Herr, vom Kaiser höchlich ausgezeichnet wurden, während um seine glorreichen Taten kein Hahn krächte.

„Um dieselbe Zeit kam auch ein Brief aus Geldern, in welchem der Erbmarshall schrieb, das geistliche Gericht von Büllich habe die Ungültigkeit der Ehe zwar anerkannt, die leidige Dausque aber gegen solanen Spruch Berufung nach Rom eingelegt, und es sei daher nötig, daß Herr Arnold zurückkomme. Ritten also selbender nach Hause. Icho fing der heillose Rechtsandel erst recht von vorne an, sintemal nicht nur das verlogene Schandweib alles tat, um dem Heiligen Vater ein X für ein U zu machen, sondern auch die Herren Fürsprecher und Rechtsanwält es meisterlich verstehen, eine solche Sache in die Länge zu ziehen und Lügen auf Lügen zu häufen! Mein Herr mußte nach Rom, und endlich wurde das Urteil in letzter Instanz gesprochen: die Ehe sei null und nichtig, die Dausque habe die Kosten zu tragen. Als der Graf zurückkam, war er

noch menschen scheuer als früher und wollte sich in eines seiner Schlösser vergraben. Da half nun mein Bitten und Betteln wenig, er möge freien, anerwogen er solches seinem Geschlechte schulde, seine Widerrede war immer dieselbe, indem er mich fragte: „Welches edle Fräulein wird einem Menschen, der also das Landesgespräch war wie ich, seine Hand bieten?“

„Aber man wußte doch, wie alles gekommen war?“ fragte ich.

„Seht, Meister Jan, die Leute glauben immer leichter Böses als Gutes vom Nebenmenschen. Dieweil nun zur Zeit des Prozesses gar viele Verleumdungen ausgestreut wurden, vermeinten manche, die Dausque sei nur verstoßen, weil sie nicht von Adel sei, und wäre die Ehe mit ihr dennoch gültig. Ich glaube, es wäre meinem jungen Herrn wahrlich schwer geworden, eine passende Verbindung einzugehen, und hatte mich dazu mal bereits in den Gedanken ergeben, daß der alte Stamm der Schenk von Wydeggen also ruhmlos verdorren werde. Da half der edle Erbmarschall wiederum. Er lud meinen jungen Herrn so freundlich auf sein Schloß Haag, daß dieser seine Einladung nicht, wie er sonst gewohnt war, zurückweisen konnte. Dort lernte Herr Arnold dessen Tochter Katharina kennen, die reine Unschuld und den heitern Frohsinn selbst. Der edle Graf hatte seinem Kinde viel von den Heldentaten unseres Herrn im Türkenkriege erzählt, daher es nicht zu verwundern war, daß das fröhliche Mädchen den bleichen, ernsten Gast, den der Vater so hoch schätzte, gar sehr ehrte und bewunderte. Nun ist aber von der Bewunderung zur Liebe nur ein kleiner Schritt. Summa: Die beiden Herzen entbrannten in kurzer Zeit zueinander. Solches sah der Vater nicht ungern, ja er ermutigte meinen Herren freundlich zur offenen Werbung.

„Aber Herr Arnold wollte lange nicht an sein Glück glauben, und als er endlich an der Liebe Katharinas kaum mehr zweifeln konnte, wäre er uns beinahe recht kopfscheu geworden. Er hatte bald heraus, daß auch kein Sterbenswörtchen des leidigen Klatsches, der sich an seinen Namen geheftet hatte, an das Ohr dieses unschuldigen Kindes gedrungen war. So bat er eines Tages beim Erbmarschall um die Hand der jungen Gräfin. Die Werbung wurde angenommen, und da man aus Gründen, die auf der Hand liegen, eine feierliche Hochzeit vermeiden wollte, benutzte der Erbmarschall die geschlossene Zeit des gnadenreichen Advents, in welcher wir gerade waren, um

den heiligen Ehebund in aller Stille schließen zu lassen. So kam auf St. Nikolaustag 1694 Frater Ambrosius, der Pastor von Geldern, auf das Schloß Haag; mit ihm Frater Marcellus vom heiligen Peter. Und hatten wir zwei, nämlich dieser Frater Marcellus und ich, Johann Matthias von Afferden, die sondere Ehre, unsere Namen als rechtschaffene Zeugen unter das rechtskräftige Dokument der Ehe zu setzen, welche von Frater Ambrosius eingesegnet wurde. Schon am Tage darauf hielt das junge Paar seinen stillen Einzug in Blyenbeef, wie Ihr Euch dessen noch erinnern werdet.“

Da fragte ich ihn vorwurfsvoll: „Und Ihr habt der edeln Frau Katharina nichts von jener Emerentiana Dausque gesagt?“

„Keine Silbe! Was sollte ich auch das unschuldige Herz mit der düstern Geschichte ängstigen und vielleicht gar die Verbindung unmöglich machen, welche das Lebensglück meines jungen Herrn und die Zukunft seines edeln Geschlechtes gefährdet hätte? Ihr Herr Vater wußte ja alles; mochte er seiner Tochter von dem Jugendleben meines Herrn mitteilen, was er entweder für notwendig oder für ersprießlich hielt! Der kluge und fürsichtige Mann hat es aber offenbar für besser erachtet, dem ganz unschuldigen Kinde nichts davon zu sagen, anerwogen ihm die Ehe mit dem hochedeln und, wie er sich überzeugt hatte, trotz jotanen Jugendfehlers durchaus braven und ehrenfesten Herrn Arnold sehr am Herzen lag, er auch gegründete Hoffnung hatte, es werde seiner Tochter die leidige Geschichte von der Dausque niemals zu Ohren kommen. Es wurde nämlich damals der Tod der Emerentiana glaublich berichtet.“

„Wohl, wohl! Ich entschuldige Euer Tun, ob ich es gleich nicht billigen kann. Möge es niemals schlimme Folgen haben! Was würde wohl geschehen, wenn unsere gnädige Frau jeko die Wahrheit erführe oder, was schlimmer, den Klatsch, die Verleumdung? oder wenn nun jene Emerentiana ihr eines Tages unter die Augen trete?“

„Dennoch wäre es vielleicht besser“, riet ich, „Ihr würdet dem Herrn Eure List gestehen. Herr Arnold könnte seiner Gattin die Sache jetzt in einer Weise beibringen, daß es gewiß keine schlimme Folge hätte, wohingegen es gar traurig wäre, wenn die gnädige Frau unvorbereitet und unrichtig über das leidige Begebnis unterrichtet würde.“

In selbiger Nacht quälte mich aber ein böser Traum. Es schien mir, der alte

Kriegsoberst Martin Schenk stehe in seinem Lederkoller vor der Wiege des kleinen Christoffel und suche grimmig lachend das Knäblein mit seinen großen Stulphandschuhen aus den Windeln zu reißen, was meine gnädige Frau mit lautem Geschrei zu verhindern trachtete. Ich nun wollte ihr helfen und faßte den alten Schenk an seinem Koller; da war es aber nicht mehr der Kriegsoberst, sondern ein Weib, und der böse Schenk stand jetzt hinter mir und kicherte mir ins Ohr: „Hi, hi, das ist sie, die Ementiana Dausque!“

Das Wort tönte noch in meinen Ohren, als ich aus dem Schläse auffuhr und mich in Angstschweiß gebadet fand, derweil die ersten Lichter des Morgengrauens durchs Fenster hereinsfielen.

3.

Wie die Schlange ins Paradies kam

Diweil ich nicht mehr einschlummern konnte, stand ich auf, packte mein Malergeräthe zusammen und begab mich nach der Rehwiese, um in dem frühen Morgenlicht an einem Landschaftsbilde zu malen. Der Schloßherr gab mir gerne freie Zeit für meine eigenen Malereien. Schritt also mit meinen Siebensachen über die Schloßbrücke und hatte bald meinen kaum zweitausend Schritte entfernten Platz erreicht, allwo ich die Staffelei zurechtstellte und ein halbfertiges Bild darauffetzte. Dann trug ich die Farben auf die Palette und begann still und emsig zu malen.

Das Bild war bereits gänzlich grundiert und der klare Morgenhimmel mit hellen Rosawölkchen mir so gut gelungen wie noch nie. Auf der Moorwiese zitterte ein feiner grauer Nebel, so einen zarten durchsichtigen Schleier über den dunkeln Riefernwald im Hintergrunde wob, während den Vordergrund eine schöne Baumgruppe mit der kräftigen Laubkrone einer Eiche und schwankem Buchengezweig zierte. Der Baumschlag war mir immer noch ein gar schwieriges Stück Arbeit; aber diese Gruppe schien doch nicht schlecht geraten. So malte ich zunächst an einem Reh, das sich trinkend zum Bache neigte, während der Bock hinter ihm wachsam witternd den Kopf in die Luft hob und wartete auf den ersten Strahl, den die liebe Sonne der Baumgruppe vor mir zusenden würde. Solange Lichtwirkung wollte ich dann versuchen, auf die Leinwand zu bringen. Möchte so etwan eine halbe Stunde emsig gemalt haben und war ganz in meine Arbeit vertieft, als der erste Sonnenstrahl über die weißen Buchenäste zuckte

und auf dem grünen Laubwerk zitterte. Rasch hatte ich den Pinsel gewechselt und setzte das Schlaglicht kräftig auf das Gezweig; da bot mir eine Stimme hinter meinem Rücken einen freundlichen Morgengruß.

Doch die plötzliche Unterbrechung hatte mir die rechte Stimmung geraubt. Da ich solches vermerkte, sprang ich in hellem Zorne auf, wandte mich um und war im Begriffe, dem Weib, das mich angeredet hatte, die Palette an den Kopf zu werfen. Hätte ich es nur getan! Als ich aber ganz unerwartet eine fremde Frau vor mir erblickte, war ich so verwirrt, daß Pinsel und Malerstock beinahe meiner Hand entfallen wären; hatte nämlich gemeint, es habe mir eine von den Bauernbirnen einen guten Tag geboten. Die Fremde war aber eine Frau von gar stolzer Gestalt, mit einem blassen Angesichte, aus dem große, glänzende Augen hervorleuchteten, und hatte selbige über Kopf und Schultern ein Spizentuch geworfen, aus dem einige Strähnen schwarzen Haares hervorquollen.

Stotterte also eine Entschuldigung her; aber die Dame sagte mit einem Lächeln in ordentlichem Deutsch, wiewohl mit fremdländischem Ton: „Nicht Ihr, sondern ich habe um Verzeihung zu bitten; maßen ich leider sehe, daß meine Störung den Genius verscheucht hat, welcher hier eben den Pinsel führte.“ Mit welchem freundlichen Worte sie näher zur Staffelei trat und das Landschaftsbild betrachtend sagte: „Bei dem göttlichen Apollo! Ein furtreffliches Gemälde! Die Eiche ist gar prächtig ausgeführt! Der Hintergrund aber, so man wie durch einen Schleier mehr ahnet als schaut, ist ein Meisterwerk! Der Herr ist bei den Niederländern in die Schule gegangen?“

So war ich noch nie gelobt worden, und in meiner Einfalt hielt ich das alles für eitel Wahrheit, die Fremde aber für eine große Kennerin. Antwortete demnach, ich hätte allerdings eine kurze Zeit bei Wouberman gelernt, nicht bei dem berühmten Philipp, sondern bei dessen jüngerem Bruder Peter. Aber leider nicht lange genug.

„O, der Herr hat viel gelernt!“ schmeichelte mein falsches Rätschen. „Der helle dunkle Hintergrund ist ganz Wouberman, wohingegen die Eiche freilich an Claude Lorrain erinnert. Die Landschaftsmalerei ist des Herrn eigentliches Fach?“

Mit jeglichem Lobspruch lockte die Heze mich eiteln Gimpel näher an die Schlange, wovon ich aber weniger ahnte als ein Kindlein in der Wiege; war viel-

mehr geschäftig, den Weihrauch aufzu-
saugen, den sie mir hinstreute, wie ein
Vogler den Finken Hanssamen. Sagte
also, ich könne mich leider nur in freien
Stunden der Landschaftsmalerei wid-

zierungen versehen seien, welche der je-
zigen Mode entsprächen.

„Wenn der Herr Blumen und Früch-
te noch besser zu malen versteht als
Landschaften“, fuhr jetzt die Fremde in



Erstkommunikanten von St. Benedikt in Detroit, U. S. A.
(Mariamhillier Mission)

men, anerkennen ich nicht die Mittel
hätte, nach meinem Genius zu arbeiten.
Ich sei auf dem Schlosse angestellt und
müsse die Zimmer mit passenden Schil-
dereien versehen. Blumen und Frucht-
stücke seien mein Fach. Nebenbei sei ich
auch an der Schnitzbank tätig und wer-
de noch lange zu schnitzen haben, bis
alle Zimmer und Säle mit Raminver-

gar einschmeichelndem Tone fort, „so
müssen das große Kunstwerke sein; an-
erwogen schon Eure Landschaft ein wah-
res Meisterwerk ist. Wie würde ich mich
freuen, wenn ich selbige bewundern
könnte! Wäre es nicht möglich, daß Ihr
mir wenigstens eines von diesen Blu-
menstücken zeigtet?“

„Solches wird keine Schwierigkeit ha-

ben. Ich will Euch beim Herrn Marquis anmelden“, antwortete ich, von so-
tanan süßen Reden gänzlich gefangen.

„Ich möchte mich doch nicht gerne an-
melden lassen“, sagte die Fremde. „Ich
bin auf einem Pilgerzuge zu Unserer
Lieben Frau nach Revelaer, habe mich
gestern abend auf der Heide verirrt und
mußte die Nacht da drüben bei der
Windmühle in einer Hütte zubringen.
Dahero ist mein Anzug, wie der Herr
wohl bemerken kann, nicht also beschaf-
fen, daß ich den Herrschaften darin vor-
gestellt werden möchte; habe überdies
gelobet, meinen Bittgang inkognito zu
vollenden und meinen Namen niemand
zu nennen. Aber, lieber Meister, es ist
ja jezo kaum morgens 5 Uhr, und die
Herrschaften werden nach dem gestrigen
Feste noch wenigstens etliche Stunden
schlafen. Da ist es ja leicht, daß Ihr mich
ungelesen hineinführet und mir Eure
fürtrefflichen Malereien zeigt.“

Erst jezt bemerkte ich, daß die Kleidung
der Dame, so kostbar der schwere, dun-
kelgrüne Damaststoff auch war, sich al-
lerdings für eine Vorstellung nicht eig-
nete. Das Spitzentuch war nicht rein,
das freilich modisch spitz zulaufende
Leibchen hatte schadhafte Stellen; der
Saum des Kleides aber schleifte nicht
nur taunach, sondern an vielen Stellen
zerseht am Boden hin. Das alles hätten
für mich Gründe genug sein müssen, hin-
terdenklich zu werden. Aber das süße
Lob, das sie meiner Malerei gespendet
hatte, raubte mir einfältigem Gecken
jede Besinnung; vermeinte also, es werde
eine gar vornehme Dame sein, so in zer-
rissenen Kleidern, wie sie es fürgab, der
Mutter Gottes von Revelaer einen
Bittgang gelobet habe, und dachte sogar
durch sie etwan hohe Protektion und
einen Namen zu gewinnen. War also in
meiner Dummheit gleich bereit, sie heim-
lich in das „Paradies“ zu geleiten.

„Man führt also ein zufriedenes Le-
ben auf dem einsamen Heideschlosse?“
fragte die Fremde, als wir jußt über die
äußere Brücke gingen.

„Ein Leben wie im Paradiese!“ ant-
wortete ich. „Der Herr ließ mich deshalb
auch das Brunkgemach, in welches ich
Euch führe, als eine Art Paradies
malen.“

Ein absonderliches Lachen spielte um
die Lippen der Frau, das mich stutzig
hätte machen müssen, wäre ich nicht
gänzlich verblendet gewesen. Aber sie
machte mir auch kein schlechtes Angebot
auf mein Landschaftsbild, um mich in
meiner Verblendung noch mehr zu be-
festigen, derweil wir über die innere
Brücke schritten. Traten also in das

„Paradies“, ohne daß mir im Traume
eingefallen, welches Unheil ich eittler
Geck hiermit vollbrachte.

„Ah!“ rief die Fremde. „Wer hätte
eine solche Pracht in dem einsamen
Schlosse vermutet! Und Ihr habt diesen
herrlichen Plan entworfen?“

„Der Plan ist eigentlich mehr das
Werk des gnädigen Herrn, so wohl im
Lande Italien ähnliches gesehen haben
mag. Allein die Figuren habe ich mo-
delliert und geschnitz; auch die Schil-
dereien an der Decke gezeichnet und ge-
malet.“

Worauf sie noch einen stärkeren Weih-
rauchdampf entzündete und mit glatten
Worten zu rühmen fortfuhr: „Meister,
Ihr habet ebenmäßig so viel Talent für
die Skulptur als für die Malerei. Frei-
lich, die prachtvollen Frucht- und Blu-
mengirlanden übertreffen alles und sind
selbige in Wahrheit eines Seghers wür-
dig!“

In wärender Zeit wurde es aber im
Schlosse lebendiger. Endlich, als schon
zum drittenmal die Anna, welche die
Tafel für das Frühstück bereiten woll-
te, die Türe geöffnet hatte, kam mir denn
doch der Gedanke, daß es hohe Zeit sei,
die Fremde aus dem Schlosse zu führen.

Allein die Dame wollte meine Worte
nicht verstehen. Sie setzte sich auf einen
der hochlehnigen Stühle und belobete in
immer zierlicheren Worten die Girlande
des Sommers. Das Ding wurde mir
unbehaglich, obgleich mir noch keine
Ahnung von dem Unheil kam, das meine
verwünschte Eitelkeit angerichtet hatte.
Nahm mir also schließlich ein Herz und
bat die Fremde mit deutlichen Worten,
zu gehen. Aber sie machte keine Miene,
meiner Bitte zu entsprechen, ersuchte
mich vielmehr um ein Stück Papier und
einen Zeichenstift, sintemal sie sich zum
mindesten für eine Stickerin die gar zu
fürtrefflich gelungene Anordnung der
Sommergirlande merken müsse. Wie-
derholte also, es sei hohe Zeit, die Tafel
für das Frühstück zu bereiten, da die
Herrschaften gewohnt seien, früh aufzu-
stehen. Aber die Person blieb ruhig sitzen
und fragte, wo ich das Modell zu den
prächtigen, güldenen, rotwangigen Früh-
äpfeln aufgetrieben habe. In meinen
Nöten versprach ich ihr eine Zeichnung
sämtlicher vier Girlanden; nur möge sie
jezt um des Himmels willen gehen.

Als sie nun zu meiner inständigen
Bitte nur lachte, riß mein Geduldsaden,
und fuhr sie in hellem Zorne an: „Ihr
seid keine vornehme Dame, wofür ich
Euch in meiner Dummheit hielt! Ihr
seid eine Landstreicherin, und wenn Ihr
Euch nicht augenblicklich Eures Weges

trollet, werde ich den Herrn Kastellan oder den Herrn Marquis rufen, und dieser . . .

„Ruft ihn doch!“ unterbrach mich das freche Weibsbild mit unverschämtem Hohn.

Da auf einmal bligte durch mein Gehirn ein Gedanke, der mich so erschreckte, daß ich mich auf meinem Stuhle aufrecht halten mußte. Preßte endlich mit Mühe die Frage heraus: „Wer seid Ihr? Ihr seid doch nicht . . .“

„Wer ich bin, werdet Ihr sonder Zweifel erfahren, sobald der Schlossherr mich sieht — ruft ihn!“ erwiderte die Fremde und setzte sich auf das Lotterbett. Mir aber tanzten vor heller Angst und Zorn die vier Jahreszeiten vor den Augen; stürzte also, meiner selbst kaum mächtig, auf die Türe zu, um den Marquis, den Kastellan, wußte selbst nicht wen, zu rufen; prallte aber, da ich justement die Klinke faßte, mit dem alten Matthias zusammen, der in der Türe erschien. Es hatten ihn nämlich die Mägde, so das laute Gespräch gehört hatten, herbeigerufen.

„Was geht denn hier vor? Wer ist denn hier eingedrungen?“ — fragte der alte Mann eintretend. Als er aber die Frau auf dem Lotterbett erblickte, öffneten sich seine Augen weit, und die Farbe wich aus seinem Gesicht, daß ich schier meinte, es habe ihn der Schlag gerührt.

„Ihr hier, Madame!“ brachte er endlich, zum Tode erschrocken, über seine bebenden Lippen.

„Wie ihr seht“, antwortete frech die Fremde. „Der Meister Maler ist so freundlich gewesen, mich in dieses Haus zu führen, das von Rechts wegen mein Schloß ist, und da ihr mich kennt, werdet ihr auch die Güte haben, mich bei meinem Gemahl zu melden.“

„Bei eurem Gemahl!“ rief der Kastellan. „Ihr wißt sonder Zweifel ganz gut, daß ihr keinerlei Fug oder Recht auf solche Benennung habt. Frau Dausque, ich bitte und beschwöre euch, gehet aus diesem Schlosse und störet den Frieden nicht, welcher allhier herrschet.“

„Freilich, freilich! Sehe ja wohl, daß ich in einem Paradiese bin“, höhnte sie frech lachend. „Ei, das ist ein Grund mehr, mich keineswegs so leichter Hand fortweisen zu lassen. Soll ich etwa obdachlos auf der Landstraße irren, während mein Mann in solchen Prachtzimmern tafelt? Nein, ich will und werde hier bleiben.“

„Euer Trost wird euch wenig nützen“, antwortete Matthias, so sich wieder gefaßt hatte. „Die Knechte werden euch mit Gewalt über die Brücke führen. Ge-

schwind, Meister Thysen, bringt den Kurfürsten und den Grates her!“

„Der Herr Maler wird das bleiben lassen“, sagte Frau Dausque, nicht so fast mit Ruhe, als mit Ausgeschämtheit. „Sintemal das Haus meines Wissens voll Gäste ist, möchte es meinem Manne nicht lieb sein, einen ärgerlichen Austritt zu erleben. Wenn man mich aber mit einem Finger anrührt, werde ich so schreien, daß das ganze Haus zusammenläuft — verlaßt euch darauf!“

„Da habt ihr uns eine saubere Versicherung bereitet, Meister Jan!“ sagte mein alter Matthias. Ich aber raufte mir in heller Verzweiflung mein Haar, sagend: „Den kleinen Finger wollte ich geben, ich hätte es nicht getan!“

„Verzeih euch Gott eure Torheit!“ entgegnete er. „Geht jezo in Gottes Namen und schauet, wie ihr den gnädigen Herrn ohne Aufsehen in das anstoßende Zimmer bittet.“

„Nein, hier will ich ihn sprechen“, sagte die Fremde gar trutzig. „Wenn jemand ein Recht hat, in diesem Prunzzimmer zu verweilen, so steht solches Recht mir zu.“

Es verging eine gute Viertelstunde, Frau Dausque wurde unruhig und schritt im Zimmer auf und ab. Dann öffnete sich die Türe, und herein trat mein Herr Arnold mit seinem Schwiegervater. Sobald sie meines gnädigen Herrn ansichtig wurde, wollte sich die Emerentiana selbigem um den Hals werfen mit lautem Rufen: „Arnold, mein Arnold!“ wobei sie sich nunmehr der französischen Sprache bediente. Als aber dieser sie tief errötend und gar unwillig mit der Hand zurückwies, stürzte sie ihm zu Füßen, umklammerte ihn gewaltsam und flehte: „Arnold, du mußt mich hören, du darfst mich nicht ungehört von dir stoßen; man hat dein Herz von dem meinigen gerissen!“ und was dergleichen Worte mehr waren. Mein gnädiger Herr aber ließ sich von ihren süßen Worten mit nichten fangen, sondern entgegnete streng: „Madame, laßt das gut sein, stehet auf, sofort; ich würde sonst gezwungen sein, mich Euern Händen mit Gewalt zu entringen!“

Worauf die Emerentiana erwiderte: „Arnold, Arnold, so redest du zu mir?“

Da trat mein Herr Erbmarschall vor und sagte: „Madame, ich bewundere Euer Mienenspiel, Eure tragische Gebärde! Gerade so spielt man auf der französischen Bühne, der Ihr anjehet viel leicht angehört.“

Solche Worte trafen die Fremde wie ein Pfeil. Sie schnellte vom Boden auf, blickte bleich vor Zorn den Erbmarschall

an und rief: „Wer ist der Mann, so sich zwischen meinen Gemahl und mich drängen will? Arnold, sage dem Herrn, er solle sich entfernen, dieweil ich mit dir allein zu sprechen habe.“

„Mein Herr Schwiegervater wird die Güte haben zu bleiben“, antwortete der Marquis mit fester Stimme. „Und nun, Madame, muß ich zuvörderst bitten, mich nicht mehr „Arnold“ zu nennen; anerwogen Ihr zu einer solchen Sprache kein Recht habet.“

„Dart die Frau ihren Ehegemahl nicht also nennen?“ fragte das Weib.

„Ihr wisset recht wohl, daß Ihr nie meine Gemahlin waret“, entgegnete mein gnädiger Herr, die Augenbrauen gar finster zusammenziehend. „Ihr müßtet schon dazumal wissen, daß ich nie Euer Gemahl werden konnte, als Ihr mich durch List und Trug, was Euch Gott verzeihen möge, zu dem Schritte verlocktet, der mein Lebensglück auf viele Jahre zerstörte. Jetzt wenigstens müßt ihr es wissen, da der Heilige Vater unsere vorgebliche Ehe für null und nichtig erkannt hat.“

„Was kummere ich mich um das römische Urteil, das durch Pfaffenränke erschlichen wurde!“ schrie die Freche. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen.“

„Elender Betrug hatte uns verbunden und nicht Gott!“ rief Herr Arnold, wobei ich wohl gewahrte, wie seine Stirn aber anschwoll. Tat sich aber Gewalt an und fügte bei: „Kein Wort weiter! Wenn Ihr das Urteil des Stellvertreters Christi auf Erden nicht achtet, so werdet Ihr natürlich auf mein Wort noch weniger geben. — Habet Ihr sonst einen Wunsch?“

Da fuhr die Emerentiana auf: „Ha, du meinst wohl, ich sei als Bettlerin gekommen? Du willst mich etwan gar wie eine Bettlerin mit einem Stück Brot abspeisen? oder mir gar großmütig ein paar Gulden anbieten? oder dein Weib vielleicht von deinen Knechten vom Hofe peitschen lassen? Wage es!“

„Das ist ja heller Wahnsinn“, sagte der Schlossherr. „Herr Vater, redet Ihr mit der Dame“, damit drehte er sich um und wollte gehen. Aber das Weibsbild gebärdete sich jeko nicht anders als eine leidige Furie: „Wahnsinn? Ja, es ist vielleicht Wahnsinn, aber der Wahnsinn der Liebe! O Arnold, dich habe ich geliebt, dich liebe ich noch! Verwandle meine Liebe nicht in Haß; du würdest es eines Tages bereuen! Dazumalen bist du von mir gegangen, ohne auch nur meine Verteidigung zu hören. Lasse mich an jetzt wenigstens die elenden Verleumder ent-

larven, so durch schändliche Ränke mir dein Herz geraubt haben. Arnold, schau, gestern habe ich dich durch Geldern reiten sehen; da hat mir die Liebe keine Ruhe gelassen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch bin ich dir nachgelaufen, durch die Wälder, über die Felder, durch Sümpfe und über die Heide und über Stod und Stein — sieh hier mein Kleid, wie es zerfetzt ist! — Arnold, ach stoße deine treue Emerantiana nicht von dir!“

Sie redete also beweglich, daß ich an dem Weibe schier irre wurde, obgleich ich bei ruhigem Denken erkannte, es sei eitel Komödie und die Dausque bezwecke nichts anderes, als den edeln Herrn, wenn solches ihrer Stimm' und Gebärde gelänge, auf ein neues in ihre Fesseln zu verstricken. Item die Dausque wollte ihn bereden, welche Liebe annoch in ihrem Herzen lodere, sich auch mit Gewalt wieder an den Herrn Arnold drängen, ja ihn mit ihren Armen umschlingen. Dieser aber sagte nur mehr das eine Wort: „Schlange!“ und stieß sie so unsanft zurück, daß sie schier gefallen wäre. Dann verließ er das Zimmer. Da verdrehte sie ihre Augen und sank mit einem Wutschrei auf einen Stuhl, indem sie stöhnte: „Jeko ist alles aus!“

So trat nun der Erbmarschall vor sie hin und sagte: „Bin gänzlich derselben Meinung, und da alles aus und vorbei ist, bitte ich Euch höflich, mir zu folgen, anerwogen ich Euch persönlich vor das Schloß zu geleiten gedenke.“

Nochmals flammte ihr Zorn auf. „Eure Ränke haben mich unglücklich gemacht; ich werde mich rächen an Eurer Tochter, an Eurem Enkel! Meinet Ihr, daß ich mir nach allem, was Ihr mir zusetzt, auch noch Euern Hohn gefallen lasse? Ich gehe nicht, jetzt erst recht nicht!“

Der Herr war aber so ruhig, daß ihm kein Nerv in seinem Antlitz eine Muskel bewegte; kalt und gelassen antwortete er: „Madame, man würde vielleicht gezwungen sein, Euch in den Schloßthurm zu bringen, und derselbe ist nicht sehr wohnlich, obschon Ihr vielleicht in Euerm vielbewegten Leben die Bekanntschaft ähnlicher Herbergen schon gemacht habet. Ich fordere Euch zum letztenmal auf, das Schloß augenblicklich zu verlassen.“

Diese zwar mit Ruhe, wiewohl mit großem Nachdruck gesprochenen Worte des Erbmarschalls wirkten. Madame Dausque erhob sich mit einem Blick voll Gift und Galle und wollte gehen. Aber der Erbmarschall, so ein gar fürsichtiger Herr ist, sagte, er wolle selber dafür sor-

gen, daß sie ohne weiteres Unheil aus dem Schlosse komme, winkte uns also zu folgen, während er voranschritt.

Als mein Herr Erbmarschall eben die Türe des „Paradieses“ öffnen wollte, hörten wir, wie einige von den Gästen laut redend über den Korridor kamen; erkannte deutlich darunter die Stimme des jungen Herrn von Gehstern. Kann sich also männiglich denken, daß ein Zusammentreffen dieser Herren mit der Dausque dem Erbmarschall mit nichten

Allbereits fühlte ich mich nicht wenig erleichtert, dieweil ich gänzlich vermeinte, das größte Unheil sei nun glücklich abgewendet; da trat uns nach Gottes gerechter Zulassung aus einer der beiden Kammern gerade diejenige entgegen, welche wir zumeist zu vermeiden wünschten, verstehe meine gnädige Frau Katharina! Weiß nicht, was sie alldort gesucht hat anerwogen ihre Gemächer ganz auf der andern Seite des Schlosses liegen. Ich meinte, der Blich rühre mich, als ich sie



Hochw. P. Kammerlechner mit dem ihm gestifteten Fahrrad
Im Hintergrund die Kirche von Empandent

genehm war. Solches zu vermeiden, schritt er den Herrschaften eilig entgegen, indem er uns bedeutete, das Weib heimlich die nahe Seitentreppe hinabzuführen, und zog auch die Gäste glücklich mit sich in die große Halle und durch dieselbe in das dahinter liegende Jagdzimmer, dessen Fenster nicht auf den Schloßhof, sondern nach dem Garten zu den Ausblick gewähren. Wir nun hielten derweilen die Emerentiana, die schier Miene machte, ein Geschrei zu erheben, unter Bedrängung, sie ins Burgverließ zu stoßen, so sie einen Laut von sich gebe, im „Paradiese“ fest, bis wir den Herrn Erbmarschall die Türe der Halle schließen hörten. Dann brachten wir sie flugs die paar Schritte über den Korridor in den kleinen dunkeln Seitengang, so zur Nebentreppe führet, und zogen auch da die Türe, welche den genannten Seitengang mit dem Hauptgange verbindet, fürsichtig ins Schloß.

im hellen Morgenstrahle, so aus der geöffneten Kammertüre in den dunkeln Gang fiel, also plötzlich vor uns stehen sah. Noch mehr war der alte Matthias erschrocken, daß ihm die Knie schlotterten und er sich an der Wand festhalten mußte. Die edle Frau Katharina hatte ihr Knäblein auf den Armen und leuchtete vor lauter Glück und Frohsinn nicht anders als die liebe Sonne im Maien.

Da sie eine Fremde zu also ungewohnter Zeit erblickte, schaute sie uns schier verwundert an, bemerkte auch gleich unsere große Verlegenheit, ja unjern Todeserschrecken und wollte eine Frage an uns richten. Aber schon stürzte sich die Dausque mit Augen, welche funkelten wie der Blick der Natter, die auf den Wanderer loszischelt, auf meine liebe gnädige Frau. Kann sich männiglich denken, daß ich das rasende Weibsbild zurückhalten wollte; riß sich aber los und schrie: „Madame, ich muß Euch spre-

chen! Um des Kindes willen, das Ihr an Eurer Brust traget, höret mich an!"

"Schweiget, Unglückliche!" unterbrach sie mein Kastellan. „Gnädige Frau —“

„Nein, ich will reden, ich muß reden! Höret mich; bei allem, was Euch heilig und teuer ist!“ rief die Französin, auf ihre Knie niederfallend.

„Wer ist die Fremde?“ fragte die gnädige Frau, und vor Schrecken ob des heftigen Wesens der Emerentiana wich ihr das frische Rot aus den Wangen.

„Höret nicht auf ihr Gerede, maßen es eine Wahnsinnige ist!“ rief der alte Matthias. „Wo sind die Knechte!“

„Es ist jedenfalls eine Unglückliche — ich will sie anhören“, sagte die edle Frau Katharina; übergab also ihr Kind der Anna und winkte uns, der Fremden in die Kammer zu folgen. Umsonst sperrte sich der Kastellan und versuchte abzumalen, jedes weitere Gespräch mit der Versicherung abzu schneiden, die Fremde sei gänzlich wahnsinnig.

„Wahnsinnig?“ höhnte Frau Dausque. „Vielleicht daß ich es annoch werde, und ein Wunder wäre solches wahrlich nicht, nachdem mich mein Ehegemahl also behandelte.“ Dann sich gegen meine arme gnädige Frau wendend, begann sie alsbald ihr Ratterngist in deren reines Herz zu trüfeln: „Ach, mein gnädiges Fräulein, es drückt mir schier das Herz ab, daß ich Eure Augen öffnen muß; schulde es aber Euch und mir. — Kenni Ihr diesen Ring?“ Damit zog das Weib einen güldenenen Siegelring, so an einem Seidenbände befestigt war, aus seinem Busen.

„Es ist das Wappen meines Gatten“, erwiderte die gnädige Frau, die noch immer nicht ahnte, wer die Fremde sei und was das alles bedeute.

„Sie hat ihn gestohlen!“ rief der Kastellan.

„Gestohlen!“ lachte die Emerentiana. „Ihr wißt recht wohl, daß Ihr jetzt eine Lüge ausgesprochen habt. Müßt Ihr doch selber bezeugen, daß ich diesen Ring vor 14 Jahren aus der Hand Arnolds Schenk von Wydeggen empfing!“ Dann wandte sie sich gar ernst an meine gnädige Frau, sagend: „Da, mein gnädiges Fräulein, Ihr seid betrogen, Ihr seid schmähtlich hintergangen! Der Mann, welcher sich Euer Gemahl nennt, hatte kein Recht, Hand und Herz an Euch zu vergeben, an- erwogen selbiger seit 14 Jahren mein Gatte ist.“

Kann sich männiglich denken, daß eine solche Rede auf meine gnädige Frau nicht anders als ein Donnerkeil herabfiel. Als- bald schoß ihr das Blut ins Angesicht, und sie rief: „Wer seid Ihr, daß Ihr es

waget, mich und meinen Gemahl unter unserem eigenen Dache zu beschimpfen?“

„Daß ich solches wage“, entgegnete das Schandweib, „muß Euch etwan den Gedanken eingeben, ich habe ein Recht dazu. Ich bin die verwitwete Gräfin de Bruah und die eheliche Frau von Arnold Schenk von Wydeggen, dahingegen Ihr, mein gnädiges Fräulein, hier den Platz einnehmet, der nach Recht und Gerechtigkeit mir gebühret.“

Ein solanes über die Maßen freches Benehmen verwirrte meine gute Frau Katharina gänzlich. „De Bruah?“ stammelte sie. „Nie in meinem Leben habe ich diesen Namen gehört. — Matthias, redet Ihr! Ihr kennt ja meinen Arnold von Kindheit an, maßen Ihr demselbigen von seinem sterbenden Vater als ein getreuer Diener und fürsichtiger Mentor übergeben wurdet. So redet und zeuget jezo wider dieses Weib und deren ungeheuerliche Worte! — Wehe, was stehet Ihr also verwirrt und erschrocken? Was ist es mit jener Gräfin de Bruah?“

So suchte sich nun mein Matthias zu fassen, was ihm jedoch schlecht gelingen wollte, und schrie, außer sich vor Angst und Zorn: „Glaubt keine Silbe, gnädige Frau! Der helle Wahnsinn redete aus der Landstreicherin; sehet nur, wie sie die Augen verdrehet.“

Dahingegen wiederholte die Emerentiana ihre alte Rede: „Hier steht jene Gräfin de Bruah, welche dieser Mann da wohl kennt und von deren Ehe mit seinem Herren er genaue Kunde besitzt. Er möge es leugnen, wenn er die Stirne dazu hat!“ Mit diesen Worten drehte sie sich dem alten Manne zu, dessen Verwirrung Frau Katharina nicht entgegen konnte. Dann fuhr sie fort: „So wahr ich lebe, man hat Euch betrogen! Ich bin die eheliche Frau des Schenk von Wydeggen und fordere mein Recht auf die Hand des Mannes zurück, den elende Ränkeschmiede zum Treubruch gegen mich und zum Betrüge gegen Euch verleitet haben.“

Frau Katharina stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „Mein Kind, mein Kind!“ Dann schwanden ihr die Sinne. Eilends holte der Kastellan seine Frau, die Margret, herbei, welche mit lautem Jammern die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als sie ihre Herrin bleich wie ein Leinlaken erblickte.

„Die Wahnsinnige da hat sie erschreckt“, sagte mein alter Matthias. Da aber die Dausque bei solanen Worten und bei dem jammervollen Anblick der Carmen Frau Katharina nur höhnisch lachte, brach er in hellen Zorn aus und fuhr das Weib mit den Worten an:

„Giftige Schlange, so das Jugendglück meines armen Herrn zernichtete und nun auch in das arglose Herz meiner edeln Herrin den Geißer ihres Giftes spritzete: schere dich von hinnen!“ Und da nun ob des lauten Redens auch ein Diener die kleine Treppe heraufkam, rief er ihn herbei und sagte: „Grates, nimm diese Landstreicherin, so sich hehlings ins Schloß einschlich; jage sie, peitsche sie meinetwegen vom Hofe, und wenn sie nicht gehen will, so heße die Hunde auf sie!“

„Ich gehe schon“, sagte jekso die Ementiana, als der Grates sie derb am Arme faßte. „Aber bei meinem Leben, ich werde ein andermal wieder kommen, und mögen mir meine Glieder bei lebendigem Leibe verrotten und versaulen, wenn ich ruhe und raße, ehebevor das Blyenbeeker „Paradies“ meine Rache fühllet!“

Sonach ließ sich die Hege von dem Grates ohne fürderes Sperren die Nebentreppe hinabführen. Wir zwei gingen hinter ihr drein bis über die äußere Schloßbrücke, allwo der Kastellan sie abermals mit den Hunden bedrohte, auch in ihrer Gegenwart dem Torwart gebot, das Mensch unter keinen Umständen oder Vorwänden jemalen wieder einzulassen.

Erst am Nachmittage ging ich wieder in den Hof hinab; denn der Portal-schmuck sollte weggeräumt werden. Du lieber Gott, wie ganz anders war es mir jekso ums Herz als vor 24 Stunden, da ich die Kränze aufhängte! Wie hatte sich aller Jubel so rasch in Traurigkeit verwandelt, und war das Wort des Erb-marshalls in Erfüllung gegangen, als ja auch das Sprichwort sagt:

„Glück und Glas,
Wie bald bricht das!“

Am selbigen Morgen sind die Gäste zu guter Stunde fortgeritten und haben nichts von dem traurigen Vorfall erfahren. Angelina hatte sich verabschiedet; die gnädige Frau müsse noch der Ruhe pflegen, sagte man den Fremden, anerkennen der gestrige Ritt sie über die Mäßen ermüdet habe. Nachmittag ließen auch mein gnädiger Herr und dessen Schwiegervater satteln und ritten selb-ander gen Geldern. Beide waren gänzlich der Aberzeugung, Frau Katharina habe auch nicht die allerleiseste Ahnung von dem leidigen Besuche, so das Schloß in der frühen Morgenstunde gehabet, und des festen Willens, sofort miteinander bei einer strengen gelderischen Obrigkeit die geeigneten Schritte zu tun, um die Landstreicherin entweder einzutür-

men oder aber des Landes zu verweisen. Habe auch wirklich später gehört, sie sei vom Büttel gegriffen und über die Grenze gejagt worden, sobald sie sich am folgenden Tage in Geldern gezeigt.

In wärender Zeit blieb Frau Katharina mit ihrem Knäblein und ihrem Kummer allein in ihrem Gemache. Als die alte Margret sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu vernünftigen Sinnen gebracht hatte, soll sie nur ein wenig geweint haben, dafür aber stundenlang bleich wie der Tod dageessen oder in der Kammer hin- und hergegangen sein. Endlich aber habe sie, wie mir die Margret erzählte, das Knäblein auf die Arme genommen, mit feuchten Augen geherzt und geküßt und dabei gesagt: „Mein herzlicher Christoffel, du wenigstens bist mir geblieben!“

In ihres Herzens Bitterkeit schlug sie den Gedanken aus, zu Arnold zu gehen und von ihm ihre Zweifel lösen zu lassen. Würde er sie nicht abermals täuschen? Und weshalb kam er nicht selbst, um sich zu rechtfertigen oder um Verzeihung zu bitten? Weshalb ritt er gerade jetzt mit dem Vater fort, ohne auch nur, wie er sonst pflegte, ihr ein Wort zum Abschiede zu bieten? Sagte ihn etwa das Bewußtsein seiner Schuld von hinnen?

Solches mögen die Gedanken gewesen sein, so an jenem Tage bitter wie Wermut das Herz der jungen Frau erfüllten.

4.

Vom Leidmut der edeln Frau Katharina und wie das Paradies wiederhergestellt wurde

Also verflossen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen, ohne daß auf dem einsamen Heideschlosse etwas Absonderliches färgesallen wäre. Herr Arnold war just in selbigem Sommer gar selten auf Blyenbeek, dieweil sein Schwiegervater ihn mehr und mehr in die Geschäfte der Regierung hineinzuziehen versuchte. Er gab ihm die Verwaltung seiner Güter Hillenrath und Swalmen bei Roermond, welche in den Kriegsläufen schwer gelitten hatten, viel Mühe und Arbeit. Selbst wenn er etwan auf einige Tage nach Blyenbeek kam, hatte er den Kopf voll Sorgen und Kummernis, woher es denn leicht zu begreifen, daß er gegen die gute Frau Katharina nicht mehr so holdselig war wie in früheren Zeiten, als sie und ihre Liebe seine einzige Sorge ausmachten. Wie leicht konnte sich das Frau Katharina einreden, ganz andere Gründe

halten ihren Mann von ihr fern und hätten sein Herz verwandelt!

Mehr als einmal wollte ich mit ihr reden; aber ich fand das rechte Wort nicht. Malte damals das Bild Angelinas, und wenn mir das Edelfräulein saß, leistete ihr Frau Katharina gewöhnlich Gesellschaft. Einmal schien die gute Dame ganz besonders leidmütig gestimmt, so daß selbst das frohe Geplauder Angelinas nicht im Stande war, die dunkeln Wolken von ihrer Stirne und aus ihrer Seele zu verschreiben. Da trat es sich, daß die Gräfin von einer Dienerin abgerufen wurde; nahm also die Gelegenheit wahr und fragte mein Edelfräulein, ob ihre Schwägerin krank sei, maßen selbige seit längerer Zeit gar so ernst und niedergeschlagen scheine.

„Ist solches Euch auch aufgefallen, Meister Thysen?“ sagte sie. „Ich weiß nicht, was ihr ist! Seit dem Morgen nach dem Wiegenfeste ist sie nicht mehr die alte heitere Katharina. Habe sie wohl hundertmal gefragt; sie will aber mit der Antwort nicht heraus. Auch von der alten Margret und dem Matthias konnte ich nichts erfragen als die sonderbare Kunde, eine Wahnsinnige habe sie am selbigen Morgen erschreckt.“

Merkte also wohl, daß das Edelfräulein den Kummer nicht kenne, der die arme Frau bedrückte; auch wußte Angelina nichts von der leidigen Dausque, dieweil sie noch ein Kind war, als Herr Arnold in den Türkenkrieg zog. Und da ich ein merkwürdiges Bedenken hatte, der unschuldigen Seele ein Wort davon zu sagen, ging ich mit mir zu Rat, ob ich an den Erbmarschall oder an Herrn Arnold schreiben solle: konnte nämlich das Herzeleid der edeln Frau nicht mehr länger mit meinen Augen ansehen.

Da kam mir eine unerwartete Gelegenheit zu Hilfe.

Item, stand an einem der folgenden Tage an der Schnitzbank und schnitzte an der Kamineinfassung, so für das „Paradies“ bestimmt war. Die eine der Seitenfiguren, eine Diana mit dem Köcher über der Schulter, sollte nach dem Wunsche des gnädigen Herren die Züge seiner Gemahlin tragen. Hatte den Kopf, welcher der Frau Katharina nicht übel gleicht, allbereits fertig; der untere Teil der Figur verlief in eine flache Säule oder Herme, und mir war bei der Arbeit der Gedanke gekommen, eine Schlange um selbige Herme zu ringeln. Schnitzte also an dieser Schlange und dachte dabei an die Emerentiana, so sich wie ein gift-

tiger Wurm an meine Diana herangeschlichen hatte, als die Türe aufging und Frau Katharina mit dem Knäblein auf ihren Armen zu mir hereintrat.

Sie betrachtete aufmerksam meine Schnitzerei. Dann sagte sie: „Die Diana soll wohl mich vorstellen; ja, ich habe in meiner Jugend die Jagd sehr geliebt.“

„In Eurer Jugend, gnädige Frau! Und Ihr zählt kaum zwanzig Jahre!“ rief ich.

„O man kann auch in jungen Jahren alt werden“, entgegnete sie mit einem also bitteren Zuge um die Lippen, daß er mir das Herz zusammenschnürte. „Über Nacht kann man alt werden. — Aber was schnitz Ihr da eine Schlange um das Fußgestell? Der Gefährte Dianas ist doch der treue Hund und nicht die falsche Natter.“

Solche plötzliche Frage verwirrte mich; ich suchte nach einer Ausrede. Allein ihr klares Auge ruhte so durchdringend auf mir, daß ich beschämt verstummte.

„Wie, Meister Thysen“, sagte sie dann, „ich habe immer geglaubt, daß Ihr mir treu ergeben seiet. Und nun wollt auch Ihr mich betrügen? Ihr habt Eure eigenen Gedanken, weshalb Ihr diese Schlange meinem Bilde beifüget, und ich errate selbige!“

„Gnädige Frau“, sagte ich, „es ist mir nie eingefallen, Euch zu betrügen. Und da Ihr es wünschet, will ich offen reden. Die trüben Gedanken, welche sich in Euer Herz eingeschlichen haben, glaube ich zu kennen, hoffe auch zu Gott, selbige verbannen zu können.“

„Redet“, preßte sie mühsam hervor. „Aber glaubet nicht, daß ich meinen Gemahl einer gemeinen Sat fähig erachte.“

„Gott sei dafür gepriesen!“ rief ich. „So ist es der Schlange, welche ich hier schnitzte, nicht geglückt, Euerem Herzen einen tödlichen Stich beizubringen: es wird wieder genesen und die alte Liebe darin auf ein neues fröhlich erblühen.“

„Kann wohl Liebe leben“, seufzte sie, „wo kein Vertrauen herrscht?“ bei welchen Worten eine Träne in ihren Augen glänzte.

„Das Vertrauen hoffe ich wieder begründen zu können. Ihr habt recht geraten. Die Schlange, so ich hier schnitzte, ist jenes unselige Weib, das durch elenden Betrug die Jugend Eures Gatten mit Galle und Wermut gewürzt hat. und das jetzt aus Rache Eure Liebe gar gerne vergiften möchte.“

(Fortsetzung folgt)